

Liebhaver des süßen Nichtstuns

Bereit für den Zauberberg:
Pawel Huelles Roman „Castorp“

Von Irene Ferchl

Die Geschichte eines Romanhelden weiterzuspinnen, sich auszumalen, was nach oder sogar vor der erzählten Lebenszeit geschah, hat durchaus etwas Verführerisches und geschieht gelegentlich im Gespräch oder beim träumerischen Nachdenken. Eine wirkliche Fortschreibung hingegen ist selten und riskant – zumal, wenn es sich um einen Protagonisten, sogar eine zentrale Figur aus dem Werk ausgerechnet von Thomas Mann handelt. Um es gleich vorweg zu sagen: der polnische Schriftsteller Pawel Huelle hat mit seinem Roman über „Castorp“ einen mutigen Versuch gestartet und ein respektables, leistungswertes Ergebnis erzielt.

Eine kleine, fast nebensächliche Bemerkung im zweiten Kapitel des Romans „Der Zauberberg“ hatte den 1957 in Gdansk geborenen Autor so gefesselt, dass sie ihn vor einigen Jahren zunächst zu einem Feuilleton („Verschollene Kapitel“, 1999) und dann zu diesem Buch inspirierte, ein Halbsatz über den nach Davos reisenden Hans Castorp, in dem es über den 23-Jährigen heißt: „Damals hatte er vier Semester Studienzeit am Danziger Polytechnikum hinter sich...“ Wo Thomas Mann ausblendet, da hakt Huelle ein und erzählt uns – in einem stark am menschlichen Stil orientierten Sprachduktus, den Renate Schmidgall in ihrer Übersetzung überzeugend genau trifft – die Vorgeschichte als Bildungsroman.

Exquisite Gestalten auf der Ostsee

Wir begleiten den jungen Mann also von Hamburg, wo ihn sein Onkel, Konsul Tienappel, vor der Abreise noch nachdrücklich vor dem Chaos im Osten warnt, bei seinen Einkäufen, bei der Schifffahrt über die Ostsee, die er sich als künftiger Ingenieur schuldig zu sein glaubt und die ihm bereits Begünstigungen mit exquisiten Gestalten wie später in Davos beschert, in sein möbliertes Zimmer bei der Witwe Wibbe und zum Studium des Schiffbaus an der Technischen Hochschule zu Danzig.

Hans Castorp ist ein Einzelgänger, findet kaum Kontakt zu seinen Kommilitonen, möchte dies wohl auch nicht, denn am wohlsten fühlt er sich – „in idealem Einklang mit seiner bürgerlichen Lebensform“ – allein in einem Café mit der Zigarre in der Hand und einem Glas Porter vor sich. Seine einsamen Streifzüge führen ihn durch die Stadt und eines Samstags auf der Suche nach seiner geliebten Maria-Mancini-Zigarre in den Ostseekurort Zoppot. „Zauberberg“-Leser erinnern sich dabei an die Äußerung Castorps gegenüber dem Vetter Joachim zur Erklärung seines exzessiven Zigarrenrauchens: „Es ist genau, wie wenn man an der See liegt, dann liegt man eben an der See, nicht wahr, und braucht nichts weiter, weder Arbeit noch Unterhaltung.“

Während sich das Tempo seiner und unserer Wahrnehmung bereits auf das eines geruhsamen Badelebens einpendelt, begegnet ihm in Zoppot eine junge Frau mit einem „fernen, sanften, aber spürbaren Hauch von Osten“ – leider in Begleitung eines Herrn. Diese slawische Schönheit mit weichem russischem Akzent, die natürlich nicht zufällig an Madame Chauchat erinnert, lässt am Hotelpfang versehentlich ein Päckchen liegen, das Castorp an sich nimmt und dessen Inhalt sich als ein überaus symbolträchtiger entpuppt: es ist Fontanes „Effi Briest“.

Der Wahn der schlaflosen Nächte

Die Lektüre dieses Romans und vor allem die Gedanken an die Frau mit den graugrünen Augen und den hohen Wangenknochen bereiten ihm schlaflose Nächte; er hat einmal die erschreckende Wahnvorstellung, im Schneetreiben am Abhang eines Berges zu stehen, und erlebt ein andermal ein rauschhaftes Faschingsfest, kurzum, er ist so verwirrt und mit sich im Unreinen, dass er einen Arzt um Schlafmittel respektive psychologische Hilfe bittet. Dieser verordnet Castorp eine Kur in Zoppot, heiße Bäder, Spaziergänge, Liegekuren und liefert ihm damit ein Alibi für das fortgesetzte süße Nichtstun am Ostseestrand.

Aus einer Laune heraus kauft Castorp sich ein Fahrrad (wie dann später in den Alpen ein Paar Skier) und genießt die für ihn neue Mobilität; gegen Ende des Romans wird er in eine Kriminalgeschichte verwickelt, die Pawel Huelle allerdings mit so viel augenzwinkernder Ironie als Projektion des skeptischen deutschen Blicks auf den Osten vorbringt, dass man ihm das Kolportagehafte gerne verzeiht. Denn das von Onkel Tienappel anfangs prophezeite Chaos hat sich für Hans Castorp bewahrheitet, wenn auch in anderer Hinsicht. Und als „unser Praktiker“, wie der Autor den Helden nach seinem Spitznamen bei den Studenten nennt, in die Heimat zurückkehrt, haben wir ihn bereits gut kennen gelernt: als lebensuntüchtig, träge, hypo-chondrisch – und als eine Figur, deren Stellung in der Welt man gleichwohl mit interessierter Sympathie zur Kenntnis nimmt.

Der Umschlag des Buchs zeigt eine ins Meer hinausgebaute Promenade, leer bis auf einen Menschen und eine Möwe, jedoch um 90 Grad gekippt, und das ist ein hübsches visuelles Äquivalent für den Inhalt und wohl auch die Absicht Pawel Huelles: sich mit „Castorp“ nicht neben Thomas Manns „Zauberberg“ zu stellen, wohl aber ein für Autor wie Leser vergnügliches Spiel zu spielen.

■ Pawel Huelle: *Castorp. Roman. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall. C. H. Beck Verlag, München. 252 Seiten, 17,90 Euro.*



Kruzifix und Häkeldeckchen: Jessica Backhaus' Fotoband „Jesus and the cherries“

So wird es auch in Westpommern nicht mehr lange aussehen. Noch zehn, fünfzehn Jahre, und all das, was Jessica Backhaus in den Fotografien ihres Projekts „Jesus and the cherries“ festgehalten hat, wird verschwunden sein oder nicht mehr so, wie es war: Häkeldeckchen auf altmodischen Kühlschränken, Knüpfteppiche mit dem Abbild des polnischen Papstes, Kolonialwarenläden mit einem Sortiment, in dem einzig die „Pampers“-Packung an die Segnungen der EU

erinnert, die ganze schöne Rückständigkeit (Kehrer Verlag, Heidelberg, 144 Seiten, 58 Euro). Aber der Band der 1970 in Deutschland geborenen Fotografin, die in New York von Giselle Freund gefördert wurde und heute international ausstellt, appelliert weniger an exotisches Sentiment, sondern an einen Schönheitssinn, der in den Bildern aus dem geografisch nicht weit, mentalitätsgeschichtlich aber Generationen entfernten Leben im polnischen Dorf Netno die

gefährdete Harmonie des nur scheinbar aus der Zeit Gefallenen, eine infizierende Ästhetik bunter Melancholie und die künstlerische Befähigung der Fotografin zu entdecken bereit ist. Die jungen Leute, die auf den Porträts neben den Interieurs und Stillleben so jenseitig versonnen in die Kamera schauen, beziehen ihren Geschmack aus Foren der Globalisierung wie MTV und werden vielleicht noch Kirschen einwickeln, aber kein Kruzifix mehr aufhängen. jus

Dieses unablässige Verschwinden meines Teils der Welt

Andrzej Stasiuk nimmt sich ein Beispiel am Volk ohne Erde und ist „Unterwegs nach Babadag“

Von Christian Schuler

„Die beste Karte, die ich besitze, ist die slowakische Zweihunderter. Sie ist so genau, dass es mir mit ihrer Hilfe einmal gelungen ist, aus den endlosen Maisfeldern am Fuße der Zempliner Berge herauszufinden.“ Solche Sätze ziehen einen in ihren Bann, und Stasiuks neues Buch ist voll davon. Wie einleuchtend, eine zerrissene, ausgefranste Karte für ein Bild der Welt zu nehmen. An manchen Stellen scheint bereits „das Nichts“ hindurch. Und „obwohl sie unhandlich ist und viel Platz braucht“, nimmt der Mann sie immer wieder mit auf seine Reisen nach Süden und Osten, was ein wenig an Magie erinnert, „denn den Weg nach Kosice und weiter nach Sátoraljajúhely kenne ich eigentlich auswendig.“

Die Risse und die kaputten Stellen der Karte bilden ein eigenes Koordinatennetz. Die Orte, die einmal auf dem Falz lagen, sind schon durchgeschauert und nicht mehr zu entziffern. Sie sind wie wegradiert und ausgelöscht. Für Stasiuk ein Grund hinzufahren, um nachzusehen, ob es wirklich so ist, denn es „ist eine Spezialität meines Teils der Welt, dieses unablässige Verschwinden“.

Doch was will Stasiuk dort, wo nichts ist, was sucht dieser Reisende, dem die Metropolen des Kontinents, Berlin, Paris, London, selbst Warschau, „am Arsch vorbeigehen“ und dessen schmutziger Kosmos aus Sternen gebildet wird, die da heißen: Cornohora, Spisska Bela, Rasinari und Babadag? Namen, die wie erfunden wirken, die aber – wie zufällig! – real existieren, irgendwo zwischen Südost-Polen, wo der Autor lebt, und dem Schwarzen Meer, zwischen Transnistrien, Albanien und der slowenischen Adria: Vranov, Uzhorod, Cigand, Sombor, Batajnica,

Kischinow, Cervona Ruta. Keine Seite ohne diese Namen. „Unterwegs nach Babadag“ ist eine Sammlung von poetischen Reisereportagen. Mehr aber ist es eine Litanei der Namen: Korca, Gjirokastra, Sátoraljajúhely.

„Wenn man nach Cahul oder anderswohin fährt, hat man das Gefühl, die Legende sei wahr. Die Monotonie erinnert an die Ewigkeit.“ Cahul liegt in Moldawien, Moldova. Geografisch gehört das zu Europa und ist zugleich so weit weg wie Timbuktu. Aber Europa endet schon viel früher: in den Slums der Ausfallstraßen von Miskolc etwa, in den Barackensiedlungen von Zborov oder in slowakischen Ortschaften, die einst von Deutschen oder Juden gebaut worden sind. Was sie zurückließen, Häuser, Schulen, Ställe, Kirchen, haben Zigeuner in Besitz genommen. Für eine gewisse Zeit, denn zum Besitz und zur Dauer wie überhaupt zu jeder Form von Stabilität, zu Staat, Nation, Institution und Geschichte, haben sie ein gespaltenes Verhältnis. „Ja, ein Europa ohne Grenzen, das ist ein Zigeunertraum, daran gibt es nichts zu rütteln.“

Leibhaftige Beleidigung Europas

Sind das die alten Zigeunerklischees, ins Poetisch-Anarchische gewendet? Wer unbedingt mag, kann sich darüber aufregen, schon über das Wort Zigeuner, das aber in vielen Sprachen gar nicht anstößig klingt und hier über das Polnische (tsigan) reimportiert wird. Überall, wo er hinkommt, hält Stasiuk nach diesem „Volk ohne Erde“ Ausschau. Es fasziniert ihn, weil es für ihn das Gegenbild Europas ist, die „leibhaftige Beleidigung der Zivilisation des Mittelmeerraums und des Christentums“. Stasiuk zitiert sie, er beobachtet und bewundert sie, zum Beispiel dafür,

dass sie auf den Dächern kommunaler Betonhäuser, in deren Sticckigkeit sie es nicht aushalten, Hütten bauen. Aber er weicht auch ihrer Fremdheit nicht aus. Und darin liegt mehr Respekt als in allen sozial gemeinten Denk- und Namensverboten – und vielleicht die Ahnung, dass dieses Zigeunerhafte auch in ihm, dem Dichter selbst, steckt. Denn unterscheidet sich sein eigenes Leben, sein Auftauchen und Verschwinden, sein Hier-und-da-Sein, seine Verwandlung der Geografie und der Geschichte in Geschichten und Legenden so sehr von der Zigeunerkultur? Stasiuk, der zigeunernde Dichter, meidet auf seinen Reisen ja nicht nur die großen Städte („alles über hunderttausend Einwohner wird von vornherein gestrichen“), er meidet auch die so genannten Sehenswürdigkeiten, die historischen Stätten und Denkmäler. Er durchreißt Landstriche von unvorstellbarer Öde und Hoffnungslosigkeit und schafft daraus eine poetische Geografie. Er schafft eine Welt, die als schlechte schon existiert, als dichterische neu.

Man mag das für unredlich halten. Aber so funktioniert Dichtung fast immer: nach dem Prinzip Gegenwelt. Andrzej Stasiuk sucht das Zerfallende, um es schreibend heilzumachen. Er sucht den Schwund, um ihn schreibend zu ergänzen. Nur über Kaputttes kann er schreiben, nur darin stecken Geschichten, die sich erzählen lassen.

Zum Beispiel die von den Kühen in Rasinari, die die Straße so vollscheißen, dass sie kaum noch passierbar ist. Oder die Episode vom morgendlichen Frieden auf einem Hotelbalkon in Tokaj („Es war so schön, dass ich überlebte, ob ich vielleicht gestorben war.“) Oder die Geschichte von dem Irren am Brunnen von Gönc, mit dem der Erzähler auf den 169. Geburtstag von Kaiser Franz Joseph

anstößt. Oder die Geschichte von zwei Meter großen kahlköpfigen Schaffner, den der Icherzähler mit Schrecken nahen sieht, weil er keinen Stempel im Pass hat, und der sich als die Sanftmut in Person erweist: „Guten Tag, küsst die Hand... So sagt man.“

Das ist der schäbige Stoff, aus dem die Epen von heute gemacht sind. Geschichten nicht für die Ewigkeit, sondern, zigeunerhafter, solche, die „so lange dauern, wie sie erzählt werden“. Sie sind wie eine zerschlissene Landkarte, zwischen denen das Nichts hindurchschimmert.

Die leere Mitte aus der Vor-Zeit

Wir Zigeuner, sagt dieses Buch, wir Europäer. Und dass unser Europa nicht an seinen martialisch bewachten Außengrenzen endet, sondern weit im Innern, mitten in uns, dort, wo unser Bedürfnis nach Heimat, Geschichte und Identität an den Drang nach Freiheit und Anarchie grenzt, unversöhnlich und ohne Schnittmenge. Europa hat eine „leere Mitte“. Der Ausdruck stammt von Emile Cioran, dessen rumänischem Geburtsort ein Text in diesem Buch gewidmet ist: Es ist die leere Mitte aus der Vor-Zeit, ehe der Geist sich von der Materie löste und vereinsamte, die leere Mitte, um die der Mensch kreiste, um eines Tages sanft darin zu versinken...

Ein schönes, schreckliches, kluges, weises und gefährliches Buch. Ein Reisebuch: mag sein, auch das; mehr noch: eine Beschworung, eine Hymne, eine Klage, ein Gebet – mit einem Wort: große Literatur!

■ Andrzej Stasiuk: *Unterwegs nach Babadag. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main. 304 Seiten, 22,80 Euro.*

Campusroman und Heiligenlegende

„Der goldene Pelikan“ – Stefan Chwin steigt in die Unterwelt der Stadt Danzig hinab

Von Tomas Fitzel

Atemlos verschlingt man den neuen Roman „Der Goldene Pelikan“ von Stefan Chwin und fragt sich doch irritiert zum Ende hin: Welcher unglaublichen Geschichte folgt man hier eigentlich mit solcher Begeisterung? Stefan Chwin, selbst ordentlicher Professor, hat das angloamerikanische Genre des Campusromans nach Polen importiert und mit der Heiligenlegende gekreuzt. „Die Stadt, in der Jakob auf die Welt kam, war verwüstet und leer.“ Dieser Romananfang erinnert frappant an die ersten Sätze der Bibel.

Chwin gibt dem Leser dezent zu verstehen, mit wem er als Schöpfer in Konkurrenz treten will. Die Stadt ist Danzig. Mit seinem Roman „Tod in Danzig“ schaffte Chwin vor einigen Jahren den Durchbruch und wurde dadurch auch den deutschen Lesern bekannt. Deutsche und polnische Geschichte fanden bei ihm zur Versöhnung. Im Roman „Der

goldene Pelikan“ dient Danzig nur noch als phantasmagorische Hintergrundfolie für einen dantesken Abstieg in die Unterwelt zu den unerlösten Seelen der wechselvollen Stadtgeschichte, um Vergebung und Reinigung von ungesühnter Schuld zu finden.

Jakubs Sündenfall ist Hochmut und Gleichgültigkeit. Mit seinem goldenen Pelikan-Füllfederhalter sitzt er zu Gericht über seine Studenten. Die Prüfungen langweilen ihn. Eine Studentin beschwert sich. Sie sei zu Unrecht durchgefallen. Es müsse sich um ein Versehen beim Eintragen der Punkte handeln. Jakob beschleicht ein unguutes Gefühl, aber er wischt es beiseite und lässt die Studentin arrogant stehen. Er befürchtet, dass das Eingeständnis eines Fehlers ständige Diskussionen der Studenten und die Noten zur Folge hätte. Nur als unfehlbare Instanz könne die Prüfungskommission bestehen. Kurz darauf hört er von dem Selbstmord einer Studentin aus Verzweiflung über eine nicht bestandene Prüfung. War sie es?

Er kann sich nicht mehr richtig an sie erinnern. Diese qualende Frage wirft ihn aus der Bahn. Gaben ihm zuvor Ehe, Beruf und die Warenwelt des schönen Luxus Sicherheit, fällt er jetzt unauffällig ins Leere. Weder Körperfitness noch Psychoanalyse noch geistliche Seelsorge halten seinen Absturz auf. Die Ehe zerbricht. Hart schlägt er auf, haust als obdachloser Penner am Stadtrand und bettelt in der Fußgängerzone. Erlösung und Rettung erfolgen durch zwei Frauen. Die eine stirbt den Opfertod, die andere erbarmt sich seiner in Pflege und liebender Hingabe. Raffiniert jubelt Chwin dem Leser ein katholisches Erbauungsmärchen unter. Es berührt dennoch, denn der Verlust aller Sicherheiten ist die Realität, die Rettung aber das Märchen.

■ Stefan Chwin: *Der goldene Pelikan. Roman. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall. Hanser Verlag, München. 302 S., 19,90 Euro. Der Autor ist am 22. November um 20.15 Uhr auf den Buchwochen zu Gast.*

Gastland Polen

> Freitag, 18. November, 20.15 Uhr: Zbigniew Kruszyński, „Zu Lande und zur See“
> Donnerstag, 24. November, 20.15 Uhr: Literarische Bierprobe mit deutschen und polnischen Bieren

> Sonntag, 27. November, 11 Uhr: Frauenmärchen aus Polen mit Elvira Mießner
> Dienstag, 29. November, 20 Uhr: Dia-Vortrag „Eine Reise ins Herz Mitteleuropas“
> Freitag, 2. Dezember, 20.15 Uhr: „Die unbekannte Schöne“, Lyrik, Prosa und Aphorismen aus der „Polnischen Bibliothek“ und der Buchreihe „Denken und Wissen“
> Samstag, 3. Dezember, 20.15 Uhr: Polnisch-deutsche Lesung mit Jerzy Kaczmarek, Irmela Brender, Günter Guben und Ingeborg Santor
> Dienstag, 6. Dezember, 20.15 Uhr: Radek Knapp, „Gebrauchsanweisung für Polen“
> Mittwoch, 7. Dezember, 20 Uhr: „Die Liebe im Land des äußersten Unglücks“, Lesung mit Berit Fromme und Walter Stittler
> Samstag, 10. Dezember, 20.15 Uhr: „Leben sollt ihr!“ Klezmer und Texte mit dem Ensemble Dreierlei